

Julius Katins

An einem Dienstagnachmittag im Spätherbst, als es eben zu dunkeln begann

Leseproben

Kapitel 1

Es ist nicht lange her, da wohnte in einem unweit entfernten Dorf ein Mann, der sich unterschied, und der am Ende wie am Anfang sich fragte, wie es nur seinem Vater gelungen war, täglich an ebenderselben Stelle, an der er zuvor noch gegessen hatte, in sein Mittagschläfchen zu fallen, und daraus nicht ehe, aber auch nicht nachdem die folgende Viertelstunde vergangen war, zu erwachen.

Nie hatte ihn jemand geweckt. Es gab kein Geräusch, das zu der immer gleichen Uhrzeit erklang, wie etwa das Rattern des Autos vom Herrn Schuldirektor Knölle, mit dem dieser aber grundsätzlich zwei Stunden später an ihrem Haus vorbei fuhr, oder das Grölen, der paar Kneipengänger, die auf ihren Heimwegen jeden Abend auch durch ihre Straße am Rande des Dorfes bogen, das allerdings zu einer deutlich späteren Uhrzeit -, nein, eine derartige Erklärung hatte es eben nie gegeben, warum sein Vater jeden Mittag in der exakt perfekten Sekunde wieder die Augen öffnete, als sei ihm ein Zauber entwichen.

Wie war es ihm also gelungen?, fragte sich Wilhelm Behler an einem Dienstagnachmittag im Spätherbst, als es eben zu dunkeln begann, während er den kühlen Lauf an der Schläfe spürte und überlegte, ob er abdrücken soll.

Das heißt, eigentlich überlegte er nicht wirklich - er dachte ja an seinen Vater und das Beisammensitzen - viel mehr wartete er auf den richtigen Moment. Den Moment, in dem ihm endlich der notwendige Mut widerfahren würde, den Zeigefinger noch ein wenig mehr zu krümmen, eine winzige, aber entscheidende, letzte Bewegung.

Es passt doch zu deiner Familie, sagte er sich, als er in seinem Sessel saß, und durch die gläserne Schiebetür hinausstarrte - hinaus auf die frisch geschnittenen Rosenbeete, in denen wie immer die Furchen der Harke klafften, hinaus auf das Gartenvlies und den Mulchsack, die noch davor lagen, auf seinem Rasen, der wie immer in den Spuren des Mähers stand, und aus dem die Eiche wuchs, welche nur die Linden und Buchen überragten, die nach der Buchsbaumhecke und dem Gartenzaun den Beginn des an sein Grundstück grenzenden Waldes bildeten. Da sagte er sich: Es ist doch für dich sogar vorbestimmt.

Oder erinnerst du dich, wie es war? Damals, noch vor dem frühen Tod deines Bruders, der das Schicksal für euch alle geebnet hatte. Sag, erinnerst du dich?

Nein, nach all den Jahren konnte er die Bilder höchstens erahnen, sah sie unerreichbar verschwommen, wie durch das Spinnenpapier eines Fotobuches. Und bloß eine Szene blieb klar.

-

Es war an einem der ersten Oktobertage im Jahre 1952, als er von der Schule nach Hause kam. Nach einem langen, heißen Sommer fiel damals endlich das Laub von den Bäumen und Wilhelm hörte es mit jedem seiner Spazierschritte. Hans und Peter, die älteren Brüder, waren wieder vorausgeeilt, „Willi, wir sind schneller als du!“, er aber achtete nur darauf, seine Füße genau soweit anzuheben, dass die Blätter auf dem Bürgersteig möglichst laut rauschten und knisterten.

Das war ein Lebensgefühl! Und dann die Vorfreude auf das Heimkommen. Der Duft von Kartoffeln, Bohnen, Klößen, der aus der Küche drang. Die Rufe seiner Brüder, die bereits daheim waren, befreit von Schuhen, Mänteln, Ranzen, einander durch die Zimmer jagten. Der Vater, der auf seinem Stuhl saß, sich nur hier und da zu seinen Jungens drehend, „Aber bitte mit Vorsicht“, wenn sie des anderen Löffel oder Teller stahlen. Die Mutter, die auflachte, kurz im Topf zu rühren oder die Pfanne zu schwenken

vergaß, sich ebenfalls umdrehte und aus der Küche trat, dabei Wilhelm im Eingang erblickte, ihn sogleich umarmte, in eine vertraut schmiegende Wärme hüllte - und die daraufhin mit einem für sie ganz mühelosen in die Hände klatschen, „Nun kommt, es ist soweit“, folgendes Getobe unterband, dass auch die Brüder zu Tisch kamen.

Hans, dessen kurze Haare an der Stirn klebten. Peter, dessen längere nur durcheinander lagen, nicht aber klebten. Vater, der zuerst afaß. Mutter, die aus den Töpfen allen nachgab. Und Wilhelm selbst, dem es schmeckte.

Und danach, dachte er, als das Laub ein besonders großes *Wusch* tat, würde er wieder mit seinem Vater sitzen bleiben, für jene exakten fünfzehn Minuten - eben wie jeden Tag.

Dann ließ Wilhelm ihn gegen Ende des Mittagessens nicht mehr aus den Augen, beobachtete ihn, wie er innerhalb weniger Augenblicke in seiner Ruhe versank, ja beinahe so schnell, dass es Wilhelm nicht einmal gelang, von der ersten Sekunde bis zur zweiten zu zählen, ehe sein Vater schon tief und fest in seinem Wunderschlaf lag, und schaute sich sodann dessen Haltung ab.

Schließlich gab es für die folgenden Minuten nichts weiter Spannendes zu beobachten. Sie saßen sich gegenüber, Vater und Sohn, die Hände jeweils ineinander gefaltet und auf ihren sich in regelmäßigen Atemzügen hebenden und senkenden Bäuchen ruhend, mit bloß einem Unterschied, wenn Wilhelm selbst die folgenden Minuten nicht zu verschlafen wagte, sondern nach einiger Zeit hier und da das linke Auge um einen winzigst möglichen Spalt öffnete, um auf die Uhr über der Tür zu linsen, wie weit der Zeiger denn schon gewandert war.

Ja! Genau darauf freute er sich wieder am meisten, als er über den orange-braun gefärbten Heimweg schritt. Darauf, zu zweit zusammensitzen, nachdem Hans und Peter schon nach draußen verschwunden waren, während er zwischen kurzen Momenten der Stille nur das Vogelsingen vor dem offenen Fenster oder das Topfgeklapper seiner Mutter wahrnahm, beides die Luft hier und da allein erfüllend, ganz sachte eine gröber gewebte Ruhe

erzeugend, die sowohl einzelne Klänge sowie auch die Abschnitte der Geräuschlosigkeit voll in sich aufnahm und eine Kulisse des Stillstands erschuf, in der er es mit dem zusätzlichen Wissen der Anwesenheit seiner Eltern auf ewig aushalten konnte.

Daher war es später stets eine Lüge, wenn er sich all die Jahre einredete, er hätte schon etwas geahnt, noch bevor er in seine Straße einbog. In Wirklichkeit wanderte sein Blick in den Himmel, sobald die Allee sich lichtete und das Laub unter ihm schwand. Hinten, am Horizont, standen dunkle Schwaden. Aber hier, direkt über ihm, war jede Wolke klar zu erkennen. In verschiedenen Formen zogen sie daher, hier eine Katze, da ein Schiff... Allzu schnell trieb der aufziehende Wind sie auseinander.

So dachte sich Wilhelm wie so oft seine eigenen Wölkchen und begann die ihm liebsten Lateinvokabeln zu konjugieren. Alles andere blendete er aus, sah nur die Verben in der Luft vor sich schweben, dick und weich. Dabei sprang er von Wort zu Wort, ließ eines zerplatzen und sogleich das nächste erscheinen, und es war nicht, ehe er um die letzte Ecke in ihre Straße bog, gerade als er mit *appropinquaret* auf *appropinquares* folgen wollte, dass er stockte.

Vor ihrem Haus erblickte er das Fahrzeug. Da stand es, das Auto des Arztes, schräg geparkt, mitten auf der Straße, die Fahrertür offen. Wilhelm meinte, er sähe noch den Geist, der in weißem Kittel hinaussetzte, eingefroren in einem Moment der Zeitlosigkeit, und schon in der nächsten Sekunde verzerrte sich die Erscheinung. Sie drehte sich wie ein Strudel. Immer schneller drehte der Wirbel, immer heftiger erwuchs die Bewegung. Und in sich hinein raffte sie das Auto und das Auto selbst klebte am Gehweg und nahm ihn mit, und der Gehweg wiederum ergriff den Zaun, und der Zaun den Vorgarten, der Vorgarten das Haus und ihr Haus sogleich das nächste und immer so fort...und alles zog und zerrte und mischte sich zu einer einzigen Masse und die ganze Straße drehte sich noch schneller und schneller und die Straße vor ihm hieß Drehstraße. Von der Erde bis in den Himmel, von der

Nähe bis zum Horizont, alles saugte sie ein, und die grell-dunklen Schwaden verfärbten die brausende Kraft, da spürte Wilhelm, wie es ihn packte und riss und ihm bis in den Magen drang, und es hörte nicht auf, ehe er sich noch auf der Stelle erbrach.

Kapitel 2

In einer der folgenden Wochen saß Wilhelm in seinem Zimmer und im Zimmer stand die Nacht. Nur ein Streifen Mondschein drang durch das Fenster, die Gardinen engten ihn ein und in den Schatten versank die Deckenlampe. Es regte sich nichts zwischen diesen Konturen. Es regte sich nicht der geringste Lufthauch. Kein Geräusch, kein Geruch. Und die Zeit schien erstarrt.

Wilhelm schaute auf die Stelle, wo sich in der Ecke Licht und Dunkelheit trafen. Da ahnte er einen Raum mit zwei Betten und einem Strickteppich dazwischen. Ich war heute schneller als du, behauptet Peter, der älteste Bruder. Aber nur, weil du früher losgerannt bist, sagt Hans, der etwas jüngere. Bin ich nicht! Bist du doch! Bin ich nicht! Bist du doch! Und es geht nein, doch, nein, doch, bevor das erste Kissen fliegt, und Wilhelm vom Bett aus über die am Boden raufenden Streithähne lacht. Dann Schritte auf dem Gang. Jemand, der sich nähert. Doch als die Tür aufgehen soll, weil der Vater hereinkommt, gerufen vom Aufruhr der Söhne, bleibt sie geschlossen und Wilhelm fand sich zurück in der Dunkelheit seines Zimmers.

Da war niemand mehr, der durch die Tür in ein Zimmer kam, denn da war auch kein Streit mehr, den es zu unterbinden gab. Ganz gleich den anderen Details, die dieser Tage ihrer selbst verschwanden, als seien sie nie da gewesen.

Keine Rufe des Vaters mehr, mit denen er aus seinem Schlafzimmerfenster die Kneipengänger zurechtweist, sie sollten doch gefälligst der Nachtruhe Rücksicht zollen, und kein Singen der Mutter mehr, das bei jeder Haushaltstätigkeit durch die gekippten Fenster nach draußen schwebt, sodass selbst der traurigste Vogel mit einem Zwitschern, Piepen, Tirilieren einstimmt. Nein, all das blieb nun aus, verstummte, als hätte es sein Ende gefunden - und es wurde nur noch geschwiegen.

Man schwieg beim Erwachen, man schwieg beim Zubettgehen, man schwieg beim Verlassen des Hauses sowie bei der Heimkehr. Im Schlafzimmer, in der Küche, im Bad, im Garten, im Keller und auf

dem Speicher, allerorts herrschte das Schweigen. Ja im Grunde, so lässt sich sagen, schwieg man den ganzen Tag über und äußerte auf diese Weise die Verwirrung des Augenblicks.

Einmal saßen sie wie immer zum Essen beisammen. Von den Suppentellern kräuselte Dampf zur Decke, doch niemand stieß sich an, zu beginnen. Hans Haare, die nicht länger klebten. Peters, die gekämmt und gerade zu einem Scheitel fielen. Der Vater, dessen Stuhl leer war. Wilhelm, der sich umsah. Und die Mutter, die sich bemühte, mit dem „Guten Appetit“ die Atmosphäre zu beleben, das niemand mehr wagte.

Ihre Augen füllten sich sogleich mit einem Flimmern. In ihrer Kehle erstickte ein Laut, das Löffelklirren durchschnitt die Stille und stach Wilhelm noch in den Ohren, als sie schon aus dem Zimmer war, damit die Kinder sie nicht weinen sahen.

Dass die arme Mutter ausgerechnet jetzt traurig wurde, dachte Wilhelm. Gerade, als Vater sie nicht trösten konnte...wie sonst, wenn er ihren Kopf nahm und an seine Brust legte, mit der einen Hand die Stirn und der anderen ihre beiden Hände haltend, dass sie schon bald nicht mehr weinte und beide nur noch so saßen, für meist dreizehn bis sechzehn Minuten.

Also ging Wilhelm selbst der Mutter nach. Aus dem Wohn- und Essbereich in den schmalen Gang, über den Holzboden, entlang der pastell-bunten Tapete mit den geometrisch kantigen Blumenmuster, vorbei an der Küche, am Zimmer der Brüder, am Bad, an der Kommode mit dem Keramik Schlüsselschälchen, dem Telefon und dem Spiegel darüber, an der Kammer vorbei, an der Treppe zum Keller und an seinem eigenen Zimmer. Bis hinten, ganz am Ende, die Schlafzimmertür der Eltern ihm zu verharren befahl.

Erst gehorchte Wilhelm. Stand in der Vertrautheit des Flures, als wolle dieser ihn sanft unterstützen. Doch je länger er den Blick auf dem Schlüsselloch hielt, je deutlicher er das Schluchzen und Flüstern dahinter hörte, desto enger spitzten die Wände sich zu. Ja, immer drängender glaubte er ihre Hilfe zu spüren, immer schmaler zogen sie sich in seine Richtung zusammen,

bis ihm kein Rückweg mehr offenblieb und er die Dringlichkeit nicht weiter ertrug.

Auf dem Boden kauerte in Rock und Schürze seine Mutter. Eine Hand vor dem Gesicht, die andere auf der Säuglingswiege, die noch immer vor dem Bett stand. Wilhelm hockte sich zu ihr und umschlang sie mit den dünnen Armen, so feste er konnte.

Erst viele Jahrzehnte später würde er begreifen, warum seine Mutter ausgerechnet, als er sie zu trösten versuchte, noch heftiger zu weinen begann.

Denn damals, als er neben ihr war und nur noch ihre Schulter an der eigenen Brust spürte, da, in diesem Moment, so dachte er später, hatte er ja vom Leben noch rein gar nichts begriffen.

Kapitel 5 (Wilhelm findet seine tote Mutter)

Seit dem Morgen mit Herrn Doktor Sauer hatte Wilhelm das Bett nicht verlassen. Stunde um Stunde lag er dort, zwischen Wänden, Decken und Schränken und Stühlen und Möbeln, die in der Finsternis zu Schatten verzerrten, und kaum konnte er unterscheiden, ob es Tag war oder Nacht und ob er wachte oder schlief. Mal hörte er Schritte, die gingen. Mal Schritte, die hielten. Mal war da die Skizze eines Körpers. Irgendwo klangen Stimmen auf, mal ganz leise aus der Ferne, nur gesprochener Dumpf, zwei, die sich unterhielten, dann wieder viel zu laut, als schrie ihn wer an. Dann ein Prickeln. Ein Rauschen. Ein Beben, das über ging in das Dröhnen einer Maschine, das lange dauerte, sehr lange - bis es erstarb. Eine Tür, die sich öffnete. Licht drang durch den Spalt. Darauf wieder nichts. Das alles nicht als Aneinanderreihung mehrerer Ereignisse. Mehr als einzelner, langer Moment. Mit jedem Dämmern, jedem Umriss, jedem Flüstern, Tosen, Pochen und Raunen war Vorheriges vergessen. Nur die Sekunde, nein nur die noch knappere, nicht zu messende Gegenwart nahm er wahr, und Zeit...was war Zeit?

Als er wieder zu sich fand, klebten die Haare an seiner Stirn. Die Bettdecke umschloss ihn wie mit Sand statt Federn gefüllt und genauso lastete auf ihm die darunter gestaute Luft.

Trotzdem blieb er vorerst liegen. Zum einen störte da noch immer ein leichter Druck in der Stirngegend. Außerdem sah er genau aus dieser Liegeposition einige Staubpartikel im fahlen Lichtschein umherschweben - ein schönes Schauspiel.

Wie er da lag, wie er döste, blinzelte und den Schlaf noch leicht in sich trug, vernahm er einen weiteren Reiz. Denn seit dem Erwachen signalisierte ihm sein Körper einen unabweisbaren, sich stetig aufdrängenden Durst. Das brachte ihn vollends zu sich. Er schlug die Bettdecke zurück, die dabei den Raum mit Knistern erfüllte - beim Aufsetzen auf die Bettkante tat es das Knarzen des Lattenrosts - und tatsächlich: auf dem Nachttisch,

direkt neben ihm, fand er eine bis zum Rand gefüllte Tasse Tee. Mit den Fingerkuppen fühlte er zuerst an der Rundung, bereit, sie gleich nach dem Kontakt wieder wegzuziehen, stieß aber nur auf eine leichte Kühle, konnte die Tasse also problemlos aufnehmen und trank sie sogleich in einem Zug leer.

Als diese geleert in beiden Händen auf seinem Schoß ruhte, als er nun wirklich den Lichtschein sowie das Dunkel begriff, erreichte ihn, was er vorher nur im Instinkt bemerkt hatte: Es war Nacht. Und natürlich war der Tee kalt gewesen. Sicher hatte er schon seit Stunden neben ihm gewartet... Oder seit einem ganzen Tag? Wie lange er selbst wohl schon in seinem Zimmer war? Und was sollte er jetzt eigentlich tun? Sich wieder hinlegen? Wahrscheinlich. Dann würde er am Morgen Mutter und Vater überraschen, dass er wieder vollauf gesund war - wenigstens fast - und dass er ab jetzt auch nie mehr wieder krank sein werde, damit sie sich in Zukunft nicht weiter zu sorgen brauchten. Ja, so wollte er es machen, entschloss er, und verharrte in der Zufriedenheit dieses Entschlusses noch etwas länger.

Doch an die Stelle des Durstes trat ein neuer Reiz. Wilhelm musste pinkeln und das so sehr, dass er ein Unglück befürchtete, würde er sich einfach zurück ins Bett legen. Das wäre es dann mit der Überraschung für die Eltern... Beziehungsweise, eine Überraschung wäre es schon, dachte er, nur eben eine unerwünschte. Wer freute sich denn über einen Jungen, der einem neben der zurückerlangten Gesundheit das von oben bis unten besudelte Bettlaken präsentierte? Nein, das stand fest, das konnte er nicht riskieren. Zumal er ja durch den Tee schon etwas wacher und das Drücken in seiner Stirn zumindest ein klein wenig verklungen war. Da konnte er einen Gang zur Toilette schon hinter sich bringen.

Du hast die richtige Entscheidung getroffen, fuhr es ihm durch den Kopf, als er die Türklinke zum Bad niederdrückte und die andere Hand hinzunahm, um sicherzugehen, dass sie auch ja keinen

Laut von sich gab. Welch Glück, dass du losgegangen bist, selbst wenn es dich Überwindung gekostet hat.

Des Nachts kamen Wilhelm die Wege etwas weiter vor, als bei Tag, weshalb er regelmäßig zögerte, sich aus dem eigenen Zimmer zu wagen. Allein die vierzehn Schritte zum Bad wirkten in diesen Stunden, trotzdem es vielleicht dieselben wie noch am Nachmittag waren, beinahe wie eine Tagesreise ins Nachbardorf. Die Schrittzahl hatte er erst vor einigen Monaten berechnet, um zu überprüfen, ob die Entfernung auch tatsächlich gleich blieb, sobald die Sonne unterging, und dennoch begriff er dieses Wissen (ja, es war offenbar die gleiche Anzahl benötigter Schritte) leichter für den Rückweg, als für den Hinweg. Wie gut also, jetzt nur noch diesen kürzeren Rückweg vor sich zu haben, bei dem das Nachbardorf wieder zum Bad wurde, die Hauptstraße wieder zum Flur, der Heimatort zu seinem Zimmer und ihr Haus zu seinem eigenen, warmen Bett.

Und wenn du erst wieder darin liegst, unter deiner Decke, auf deinem Kissen, dann wird es dir vorkommen, als seist du nie fort gewesen, dachte er und wollte losschleichen, da stockte er noch im Ansatz des ersten Schrittes.

Dort, in der Tür zur Küche, genau auf der Grenze zwischen den tiefdunklen Holzdielen und dem beigen Linoleum, lag ein Geschirrtuch. Das dunkelgrüne, mit dem eingestickten Obst, mit der Birne, dem Apfel, den beiden Kirschen, der Erdbeere und allen in Weiß. Jemand, seine Mutter wohl, musste es vergessen haben. Kein Wunder, wenn sie so spät für die Hausarbeit aufblieb, dass selbst der Vater schon zu Bett war. Der hätte mit Sicherheit kein Geschirrtuch auf dem Boden liegen lassen. Der legte darauf Wert, nämlich dass am Abend das Haus in Ordnung gebracht wurde, damit man am nächsten Morgen nicht den Tätigkeiten des Vortages nachräumen musste.

Eine kleine Unaufmerksamkeit also, dachte Wilhelm und fand es verständlich. Von Zeit zu Zeit kam das vor. Dann werde er eben das Tuch aufheben und an seinen Haken gleich neben dem Kühlschrank hängen, zu den Topflappen und Kochlöffeln - und die

Küchentüre könne er ebenso direkt schließen, denn auch das wünschte sich Vater, dass am Ende jedes Tages keine der Türen mehr offenstand. „Damit es warm im Haus bleibt.“

Eine schöne Routine, dachte Wilhelm. Und wenn er diesen Umweg ging, konnte er auch gleich die neue Entfernung berechnen. Niemand störte ihn und ohnehin musste er zu dieser Uhrzeit jeden Schritt mit Vorsicht nehmen. Wenn er ging, wie sonst, maß er, seien es 10 Schritte bis zum Tuch. Ja, das müsste passen!

Den Holzboden weiter vorn erst mit den Zehen abtastend und daraufhin langsam den Fußballen aufsetzend, während er die Ferse in der Luft hielt, versuchte er den ersten Schritt. Noch 9. Er bemühte sich, seinen normalen, gleichbleibenden Abstand zu finden, 8, seine Berechnung sollte ja möglichst die bisherigen ergänzen, 7, sehr fein, jetzt hatte er es raus, 6, das machten demnach vom Tuch aus noch zwei Schritte bis zum Haken, 5, so konnte er also demnächst, sofern er richtig gerechnet hatte, 4, mit insgesamt achtunddreißig Schritten von seinem Bett bis zum Kühlschrank und wieder zurück gelangen, 3, das war nützlich, wenn er nachts mal einen großen Hunger verspürte, 2, ähnlich dem Durst vorhin - da kann man nie wissen - 1. Ein Balken knarzte. Dann Stille. Nichts rührte sich. Nur eine Heizung zischte in der Küche, erfüllte kurz die gesamte Szene und erstarb. Dann der letzte Schritt: 0. Die Finger ballte er zu Fäusten, seine Augen hellten auf. Wahrhaftig! Er hatte richtig gemessen!

Doch als er das Tuch aufnahm und die leichten Erhebungen der Früchte spürte, schaffte er einen Blick um die Ecke, in die Küche hinein, und begriff sogleich die Ursache für das am Boden liegende Tuch. Vom Schreck überfallen, riss er die Augen wie auch den Mund auf, stumm, weil er sich nicht zu schreien traute, warf nur das Tuch zur Seite, Richtung Haken, Richtung Flur, er achtete nicht darauf, und machte gleichzeitig, zwar weiter auf Zehenspitzen, wohl aber jetzt schnell hüpfend, drei anstatt der geplanten zwei Sätze nach vorn, denn dort in der Küche lag auf dem Boden, einen Arm unter dem Oberkörper, den anderen zur Seite

abgespreizt und das Gesicht zu ihm gedreht, jedoch mit Haaren
verdeckt, seine Mutter.

Kapitel 7 (Wilhelms Vater auf der Brücke & in der Kneipe)

Constantin Behler lehnte am Geländer der Brücke, die über den schmalen Fluss zum Dorfzentrum führte. Zwei Steine teilten in der Mitte das Wasser, ehe es hinter ihnen wieder zusammenfloss. Die Bewegungen der Strömung und der hineinprasselnde Regen verzerrten sein Spiegelbild.

Er wollte sich ja ohnehin nicht selbst betrachten, nicht seine feuchten Augen sehen oder überhaupt sein Erscheinungsbild, von dem er seit einiger Zeit nicht mehr wusste, wie er es durch den Alltag brachte. Er wollte nachdenken. Musste nachdenken, wie es weiterging... Ein Haus hatten sie, immerhin, und etwas Geld verdiente er auch. Unter diesen Umständen konnte er noch dankbar für seine Festanstellung sein.

Edda hatte das immer gewusst, dachte er und sah wie die Verzerrungen des Spiegelbildes zu dem Gesicht seiner Frau wurden, mit ihren langen, dunklen Haaren, der kurzen Nase, den runden Wangen und dem reinen Duft, der ihm nach jedem Feierabend die Plackerei zwischen Staub und Dunst der Sägespäne und Metallsplitter gerechtfertigt hatte. Ihre tiefen Augen sahen ihn an. So oft war er in sie eingetaucht, weit tiefer, als bis zum Grund dieses Flusses, und er saß noch einmal neben ihr, beide in je einem der nah zusammengerückten Ohrensessel der Wohnstube und sie blickten sich einander an. Noch einmal ließ er sich überzeugen, vorerst doch keine kleine Firma als Malermeister zu gründen, dem einstigen Handwerk des eigenen Vaters. Mit Wilhelms nahender Geburt konnte sie ihn erneut überzeugen, von der Wichtigkeit des sicheren Einkommens: „Noch nicht, Consti. Jetzt brauchen wir dich.“ Wobei für seine Kapitulation ihr letztes Argument nicht unwesentlich war, das Streicheln seiner Hand, bei dem ihr Daumen kaum seinen Handrücken berührte, doch aber so knapp, um für die sanfteste aller ihm bekannten Zärtlichkeiten zu reichen. Und er sah ihr noch immer in die Augen, als er noch einmal ihr Feingefühl erwiderte, indem er den Balken der Brücke drückte.

Darauf durfte er doch auch stolz sein, oder?, fragte er sie, sich gegen das Risiko der Selbstständigkeit entschieden zu haben, und für die Treue zur Familie - sowie zu Herrn Dieter Hohmeyer, seinem Vorgesetzten, seit er vor fünfzehn Jahren in dessen Betrieb gekommen war... Ein Ast blieb zwischen den Steinen hängen, berührte ihr Bild und ließ sie im Wasser zerfließen. Natürlich darfst du das, sagte er sich, schließlich war der Erfolg einer Selbstständigkeit nie garantiert. Da wuchs der Ast in die Länge, Breite, Höhe, teilte sich in Verzweigungen, ließ an diesen neue Nadeln sprießen, und entzündete gleichzeitig an jedem Ende der Arme eine Kerze oder schmückte ihn mit einer Kugel, bis er vollständig die Gestalt eines Weihnachtsbaums war. Darunter türmten sich Geschenke, große, kleine, runde, lange, kurze, hohe, schmale, breite und alle in rotes, grünes, gelbes, blaues, buntes Papier gehüllt, jedes mit der gleichen, goldenen Schleife verziert.

Aber nein, schüttelte Wilhelms Vater den Kopf, im Versuch, die Bilder zu vertreiben, vielleicht wärst du trotz einer Selbstständigkeit gar nicht zwangsläufig in eine Lage gekommen, ihnen jedes Jahr neue Pullover, Hosen, und Schuhe schenken zu können, oder - das wäre schon etwas gewesen - sogar ein Fahrrad oder einen Fußball oder eine Modelleisenbahn, wie der Sohn des Chefs sie hat, je nachdem, was deine Jungen sich eben gewünscht hätten. Oder selbst wenn, vielleicht hättest du bei all der Arbeit, die man für solche Geschenke nun zu verrichten hat, so viele Stunden in deiner Firma zubringen müssen, dass deine Söhne und deine Frau dir trotz der immer neuen Pullover und Hosen und Schuhe und Fußbälle und Fahrräder, oder gar - aber das wirklich nur, wenn es besonders gut gelaufen wäre - trotz eines Urlaubs... ja, vielleicht hätten sie dir trotz eines Urlaubs einen Vorwurf gemacht! Vielleicht hätten sie zwar einen Urlaub machen können, in Italien oder Frankreich zum Beispiel, aber dann ohne dich, da du ja daheim hättest bleiben müssen, um dich um deine Firma und all die Angestellten zu kümmern, und letztendlich hätten sie dir womöglich noch einen Vorwurf gemacht, du wärst nie wirklich für

deine Familie da gewesen! Aber so ein Urlaub mit deiner Edda und mit deinen Söhnen...

Er wankte über das Geländer. Die Tanne verschwand samt ihrer Geschenke und im Wasser blieb nur der Zweig, der sich endlich aus den Steinen wandte und weitertrieb. Im Drehen sah er zwei Männer, von denen der eine, die Hände in den Manteltaschen vergraben, die Ellenbogen abgespreizt, ihn im Vorbeigehen erwischt hatte. Er hielt nicht an, drehte nicht um, sagte nicht Entschuldigung!, oder Geht's?, oder Oh, wie ungeschickt von mir, das war keine Absicht!, sondern ging einfach weiter, im Gespräch mit dem Nebenmann und verschwand einige Meter weiter durch eine Tür.

Was draußen der Flussnebel war, war hier drinnen der Zigarettenrauch. Draußen schien nur der Mond, hier versuchte sich das künstliche Licht hinter dem Tabakqualm zu verstecken. Draußen waren die Straßen verlassen, hier tummelten sich Herren dicht an dicht, saßen an Tischen, auf denen sie je nur einen Arm ablegen konnten, da auf der anderen Seite der Körper des Nebenmanns einengte, zwängten sich auf schmale Barhocker, teilten sich diese sogar, dass beide Nutzer nur einen Fuß auf der dünnen Sprosse ablegen konnten und sich mit der Spitze des anderen Fußes am Boden abstützten, um nicht von der Sitzfläche zu rutschen. Wenn nötig, weil man für einen festen Platz wohl zu spät gekommen war, stand man eben im Raum, mit anderen Zuspätkommern gemeinsam. Es war, als spielte in diesen Stunden das gesamte Leben in genau diesem Winkel des Dorfes. Die Wärme der Menschen in Kombination mit ihrem Rauch, der Wilhelms Vater außerdem in der Nase kribbelte, sagte ihm, er solle sich von seinem Mantel freimachen. Doch zuvor wollte er einen Ort für sich finden, einen, an dem er weniger das Gefühl hatte, beobachtet zu werden, wo er ohne große Beteiligung in das Geschehen eintauchen konnte, denn je länger er so im Eingang stand, desto mehr Aufmerksamkeit bot man ihm dar.

Hatte bei seinem Betreten noch ein Stimmenrauschen bis zur Raumdecke getost, sank es jetzt Sekunde für Sekunde hernieder, bis nur noch Flüstersilben blieben: da, Behler, still, guck, nein, der, doch, da, schau, wahrhaftig, dieser, dort, hab, Behler, doch, jaja, gesagt, jaja, jaja. Jeder stieß dem Nachbarn in die Seite, drehte sich um, reckte den Hals, denn bisher war Herr Behler noch nie im Wirtshaus gesehen worden.

Links auf Höhe der Eingangstür verbannte ein Holzbalken eine Nische zum Einzeltisch. Der Neue schritt dorthin, knöpfte seinen Mantel auf, beließ ihn indessen an und nahm Platz, wobei er nur mit stark gekrümmtem Rücken unter den Balken passte.

Er platzierte die Ellenbogen auf dem Tisch, stützte das Kinn auf die ineinander gefalteten Hände und...- ja, was tat er eigentlich? Das fragte Constantin Behler sich nun selbst, während in der gesamten Stätte noch immer kein Schritt getan, kein Glas gehoben, kein Witz gerissen, keine Floskel gesprochen, keine Karte gespielt und keine Zichte geascht wurde. Alle sahen ihn an und er sah auf die Streifen des Holzes, die, wohl aufgrund der seltenen Besetzung der Nische, noch völlig unversehrt darin verliefen, fast wie das Flüsschen zuvor durch das Dorf.

Nachdenken, das wollte er weiterhin. Aber hatte er damit gerechnet, dass es ihm hier besser gelänge? Dort, wo die anderen mit ihrem Kummer fertig wurden, da solltest du es doch auch schaffen... oder war das gar nicht deine eigene Überlegung und du bist nur dem Ruf der Verzweiflung gefolgt?

Als Antwort flog ihm ein Pappdeckel ins Sichtfeld, auf dem sogleich, durch einen kurzen, stumpfen Bleistift in einer Fleischhand, ein kräftig gezogener Strich erschien, woraufhin er auf den Deckel das dazugehörige und gut gefüllte Bierglas erhielt. Etwas Schaum rann den feuchten Rand hinab.

Ob er seinen Alkoholismus jetzt in aller Öffentlichkeit austragen wolle, rief einer, ob er endlich eingesehen habe, dass man dies nicht vor den Kindern tut?, woraufhin ein nächster sich eine Bemerkung zutraute, welche wieder einen anderen ermutigte und so weiter, bis die Rufe nur so durch die Trinkstube flogen.

Kannst nicht jedes Problem ertränken! Saufen bis zum Umfallen? Wirst schon sehen! Dich nicht schämst? Im Bodensatz auch keine Lösung! Peinlich! Nichts Besseres? Hinter die Binde? Durstig? Kein Gewissen? Vielleicht hat ihn auch einfach seine Frau rausgeschmissen!

Da sah Herr Behler sich um. Der knapp ein Meter fünfundsechzig große Metzgermeister Dieter Strobel überragte im Stehen die Sitzenden, nahm infolge des Blickkontaktes aber wieder Platz.

So erhob sich Constantin Behler mit dem letzten Rest Mut aus der Nische und wandte sich zu der Menge: „Ja, ihr habt Recht, ich bin Witwer und verzweifle daran! Aber Alkohol habe ich bisher nie getrunken und zu euch gekommen bin ich nur, weil ich hoffte, mir ginge es etwas besser, wenn ich ein wenig mehr so wäre wie ihr!“

Niemand erwiderte etwas, keiner rührte sich, und daher, im Affekt, eines kam zum anderen, griff er doch das Bier, prostete zu den Leuten, sagte „Wohl sein!“ und trank. Das war wie ein Weckruf, denn jetzt reagierten alle auf die bekannte Parole, hoben selbst ihre Gläser, jubelten beinahe über den Aufruf und direkt winkte die Besatzung eines Tisches Herrn Behler heran. Er müsse alle Gläsergrößen kennenlernen, wenn er denn schon dabei war. Er solle mal dieses probieren und jenes und ob er denn schon mal davon gehört habe? Und Herr Behler, der Neue, verneinte, denn was sollte er schon tun, außer die Wahrheit zu sagen. Also bestellte man eine Runde, wozu man auch ihn zählte, und weil er die Bedeutung des Schauspiels in der Schnelle gar nicht begriff, trank er mit. Je mehr er trank, desto mehr Gefallen fand er sogar daran. Es war leicht, den Kopf zur Seite zu neigen, während ein anderer eine Geschichte vortrug, dabei zuweilen mit den Fingerknöcheln auf den Tisch zu klopfen und in das Gelächter einzustimmen, selten in Bewunderung, mehr aus Belustigung, je nachdem wie glaubhaft das Erzählte klang, es war einfach und reizvoll mit dem Nebenmann ein Bierdeckelhäuschen zu bauen, das grundsätzlich kurz vorm Gelingen einstürzen wollte, es war leicht und befreiend, im Aufgeben den Kameradschaftswink des

Partners anzunehmen und auch mal einen Zug an seiner Zigarette zu riskieren und mit gestreckten Beinen, den Händen in den Hosentaschen, etwas zurückgelehnt und vom Rauch matt betäubt in der Menge und nur in jenem Moment zu sitzen.

Sein gesamtes Dasein kam ihm mit einem Male ganz klein, völlig unbedeutend vor, und ähnlich so, wie er sein Heimatdorf immer im Verhältnis zur gesamten Welt gesehen hatte, schienen jetzt seine Probleme zu seinem Leben zu stehen. Alles schrumpfte vom Tausendsten ins Zehnte und noch kleiner, alles ließe sich lösen, nein was auch immer das war, es würde von selbst vorüber gehen und seine Söhne sollten es gut haben, denn so war es doch vorbestimmt. Da blieb er in Gedanken an ihnen hängen, verspürte den unendlichen Drang, bei ihnen zu sein, sie an dieser Erkenntnis teilhaben zu lassen und fasste den Entschluss, so schön es auch gewesen war, jetzt sei genug.

Genauso rasch wie man ihn aufgenommen hatte, ließ man ihn gehen, weg vom Tisch, durch die Menge hindurch und raus aus der Wirtschaft. Aber als er an die Nachtluft trat, zwei Dunstwölkchen ausatmete und nach zwei Schritten halt an der Hauswand suchte, merkte er erst, wie verdreht alles war. Der Marktplatz, die Laterne, die Bank, der Postkasten, die Brücke, die er erreichen wollte, alles verschwamm zu einem einzigen Flimmer. Besser, so war ihm, er würde, bevor er nach Hause zurückkehrte, noch etwas trinken, das guttat.

Der Marktplatz schwankte gehörig, als er darüber schritt, zwischen einigen Schritten kam er nicht umhin, innezuhalten, aber bis zum Brunnen schaffte er es doch, beugte sich also vor, in der Annahme, er könne dort auf Trinkwasser stoßen, lehnte sich weiter über die Mauer hinweg, nein in den Brunnen hinein, und fiel.

Kapitel 10 (erstes Fußballspiel mit Körner)

Knapp ein Jahr später, Wilhelm schulterte wieder seine Schultasche, dachte er, Grete würde bei dem Ergebnis der Mathearbeit in die Hände klatschen! Und vielleicht konnte Peter sich auch mal wieder freuen. Immerhin hatte dieser ihm persönlich den Kosinus erklärt... Spätestens wenn es dafür am Samstag einen Kuchen gab, mit Erdbeeren, nein Pflaumen sollte sie besser verwenden, die mochte sein Bruder am liebsten, wenigstens dann, wenn der Duft sich in die Räume schmiegte-

„Hey, Du! Behler! Du spielst mit!“

Wilhelm sah von seinen Schuhen auf. Harald Körner stand mitten auf der Straße, den Ball unterm Arm, und dirigierte die Jungen.

„Uwe dahin, Rudi bleibt bei mir. Außerdem nehme ich Seppi und Fritz, ihr kriegt den Steiner. Und...“, er drehte sich erneut zu Wilhelm um, „Hörst du schlecht? Komm jetzt! Du spielst bei den anderen! ...den Behler könnt ihr auch noch haben.“

Lieber wäre Wilhelm weitergegangen. Warum sollte er mitspielen? Was konnte er schon einer Mannschaft bringen? Durfte er nicht einfach weiter auf den Boden kucken, als hätten ihn die Rufe verfehlt? Da lief schon der Steiner - eigentlich Lothar, er ging in Wilhelms Klasse - auf ihn zu.

„Ich hoffe, du kannst was. Die Mannschaften sind ungerecht. Aber der Harald hat nun mal den Ball, dieser Stutzer! Kannst du ins Tor gehen?“ Wilhelm sagte nichts. „Na schön. Und wehe dir, du lässt einen rein!“

Schon stand Wilhelm im Tor, oder dem, was es darstellte, nämlich zwei Haufen aus Schultaschen, auf dem einen auch Wilhelms eigene, die knapp ein Meter vierundneunzig auseinander lagen, und ihm blieb nur, sich zu fügen, als Harald Körner das Spiel eröffnete.

Solange er nicht mehr als hier stehen musste, dachte Wilhelm, sei es schon zu ertragen. Doch wie von Lothar Steiner angekündigt, hatte Körner die schlechtesten Spieler in Wilhelms Mannschaft gesteckt. Den kleinen Uwe drückten die Gegner nach

Belieben zur Seite, überhaupt schwärmte die Gruppe ohne Struktur durcheinander, riss große Lücken, und nur Conrad, er war ein Jahr älter als Wilhelm, erreichte mit dem Knie einmal den Ball, doch konnte ihn nicht kontrollieren, dass er ihm von dort sogleich wieder zu Steiner absprang.

Dieser umkurvte mit seinen Storchbeinen, die ihm allein für diesen Zweck gewachsen schienen, Angriff für Angriff Wilhelms Vorderleute, grinste, schon bereits zu jubeln, ehe er sich für eine Ecke entschied, und schoss und traf und schoss und traf. Auch Wilhelms Ballholen nach jedem Gegentor, während Körner sich von seinen Mitspielern feiern ließ, die selbst allesamt kaum einen Anteil am Spielverlauf aufweisen konnten, besänftigte nicht die Kollegen.

„Du hast gesagt, du kannst was!“, kam die Anschuldigung von Steiner, als Wilhelm erneut mit dem Ball zum Straßenfeld zurückkehrte. Seine Schweißhand zog über Wilhelms Wange, etwas schwerer als ein Täschneln, etwas leichter als ein Schlag.

„Oder soll ich das selber machen?“

Wieder sagte Wilhelm nichts, schaute nur mit großen Augen auf dessen Hemd, das trotz strammer Hosenträger aus der Hose hing. Das Brausen eines Autos unterbrach, es hupte, alle Jungen liefen zu ihren Taschen, nahmen die eigene, kaum einer zwei, eilten auf den Bürgersteig und ließen passieren. Dann zurück auf die Straße, erneut die Torpfosten formen.

Noch einmal Steiner: „Aber streng dich jetzt an!“

Und es ging weiter.

Wilhelm staunte, was es veränderte, nur ein wenig in Bewegung zu kommen. Zwar führten die nächsten zwei Aktionen erneut zu Gegentoren, aber die Versuche ließen in ihm wenigstens die Idee erwachen, es sei doch machbar, diese Bälle zu halten.

Jetzt beobachtete er die Spielzüge in der Entstehung, ging etwas in die Knie, tauchte beinahe ein in die Antizipation der Möglichkeiten und sobald Körner erneut vor ihm auftauchte, war jeder Schuss nur noch das Ergebnis der bereits von Wilhelm erwogenen Wahrscheinlichkeiten. Das Spielgerät flog, rollte, ein

Schatten, schwarzweiß, links, rechts, feste, flach, langsam, schnell, platziert, stramm, hoch, tief, mittig, und Wilhelm parierte mit dem Fuß, der Innenseite, der Spitze, mit der Hand, gestreckt und als Faust, fing aus der Luft und wenn nötig sprang er sogar in die Richtung, weil seine Berechnung es vorgab und immer eine Spur eher, als nur die Reaktion es ermöglicht hätte.

Natürlich konnte er nicht jeden Schuss abwehren und über den Sieger des Spiels ließ das Ergebnis keine Diskussion zu. Trotzdem rief Körner die Regel aus: „Letztes entscheidet!“ Und es war, als wollte man nicht das Spiel, sondern das Leben besiegeln. Als würden die Verlierer allesamt, ganz unabhängig der Leistung, der Hölle verwiesen. Als hätten sie bei Niederlage das Anrecht auf den Verbleib im Himmel für alle Zeiten verjubelt. Ja, so ging es zu. Striemen an den Armen, das Halten von Hemden, das Knacken der Nähte, abgespreizte Ellenbogen, Stöhnen beim Einschlag, Zerren, Ziehen, Treten, da ein Handspiel, möglichst verdeckt, genauso das Schubsen, ein geschürftes Knie, ein geprelltes Bein, ein blaugrüner Fleck - manchmal traute sich jemand Foul zu fordern, aber Körner, der Inhaber des Balls, dem gleichzeitig die Rolle des Schiedsrichters zustand, ließ weiterjagen. Er hatte Vorteil, ihm gebührten Privilegien und er akzeptierte keinen anderen Ausgang, als den Sieg seiner Mannschaft, durch die von ihm höchstpersönlich herbeigeführte Entscheidung. Ein letzter, mutiger Verteidiger stellte sich in den Weg, ein Gegner schob diesen weg, ein letztes Mal stand Körner vor Wilhelm. Der Schatten kam, Wilhelm wusste wohin, wehrte den Flachschiß nach links, der Ball flog, prallte an den Taschenpfosten und darüber hinweg, Gehalten!, dachte Wilhelm, „Tor!“, rief Körner. „Der war drin! Unser Sieg!“

Wilhelm war es egal. Er brachte Körner den Ball, der ihm diesen aus der Hand riss, sagte: „Ab jetzt bist du dabei. Ab Mittwoch kommst du zum Training, halb sieben“, und davon rannte. Die restlichen Jungen folgten ihm. Ohne ein weiteres Wort war Wilhelm wieder allein.

Das war eine freundliche Anerkennung, dachte Wilhelm, als er zu seiner, der letzten verbleibenden Tasche ging. Aber sollte er denn hingehen? Ja, die Herausforderung des Parierens, das Vorhersehen des Spielzuges, das Gesicht des Angreifers, oder besser dessen Hände, die das Gesicht verdeckten, wenn er Wilhelm nicht überwinden konnte, all das war ein Genuss, mehr als er sich je zuvor vom Sport erwartet hatte. Andererseits bedeutete ein Nachmittagstraining weniger Zeit zu Hause, weniger Zeit mit seinen Brüdern und mit Grete und weniger Zeit zum Lernen, sodass er sich hüten musste, in der Schule nicht zu viel auf Anna Liebrecht zu achten. Ach, ich weiß es nicht!, klang es in ihm. Und weil der Moment ihm keine Lösung bot, zog er nur die Kniestrümpfe hoch und nahm seine Tasche vom Boden.

Zwei Dinge gab es, an denen kam kein Zweifel auf, da gab es nur eine Meinung, die störten ihn. Erstens: er stank vom Schwitzen. Zweitens: seine Mathearbeit war vom letzten Pfostentreffer völlig zerknittert.

Aus Kapitel 13 (erstes Treffen mit Anna)

„Du gehst doch immer in die andere Richtung.“

In der Pause, bis Herr Pichl wieder mit dem Griff an die Hornbrille den Klassenraum betreten würde, stand sie vor ihm.

„Nach der Schule, weiter die Hohe Straße rauf.“

An diesem Tag trug sie eine pastellblaue Bluse. Auf dem Kragen saß die Stickerei eines weißen Frosches, Puffärmelchen verzierten ihre Handgelenke, die kurzen, dünnen Finger lagen auf seinem Schulheft. Ein Haarband, weiß mit Blütenornamenten, hielt die Strähnen zurück. Auch die Augen waren blau. Warum nur war sie zu ihm gekommen? Zuletzt hatte sie einige Male zu ihm zurückgesehen. Wollte sie ihn zur Rede stellen? Hatten sie seine Blicke gestört? Er würde sich entschuldigen müssen. Dieses Mal gibt es kein Entweichen, dachte er, hier bist du zur Antwort gezwungen.

„Ich habe mich gefragt, ob du mir das Haus vom Doktor Böll zeigen kannst, da es ja wahrscheinlich auf deinem Heimweg liegt. Am Freitag. Ich soll ein Glas von seinem Honig mitbringen.“

Wilhelm kannte das Haus des Herrn Böll. Natürlich, er kam jeden Tag gleich zweimal daran vorbei, morgens sowie mittags, und somit auch an dem Verkaufsstand davor, mit dem Bärlauch, der Marmelade, den eingemachten Gurken, dem Holzschälchen zur Selbstbezahlung, mit den Münzen darin, dem Preisschild aus Pappe: Bärlauch 30 Pf, Marmelade 60 Pf, Gurken klein 1 DM oder groß 1,5 DM, und eben der Honig 2 DM - natürlich wollte er Anna Liebrecht helfen und ihr das Haus von Herrn Böll zeigen!

„Pauker!“, kam die Warnung von Paul Michel, der an der Tür wachte. Anna Liebrecht schaute sich um, während der Tumult zu den Plätzen huschte. Sie sah ihn an, die Augen in Eile etwas geweitet. Da schaffte Wilhelm ein „Gern!“.

Ein Lächeln, ihre Finger, die von seinem Schulheft glitten, ihre Schritte zurück in die Reihe, Herr Oberstudienrat Pichl, der Griff an die Brille, Schüler die standen, sich setzten, Unterricht, der begann.

In jeder Sekunde bis zum Freitag probte Wilhelm den Weg zu Herrn Doktor Bölls Straßenverkauf. Vorsichtshalber lief er an jenem Mittwoch sowie dem folgenden Donnerstag die Strecke gleich zweimal, machte sich also nach der Schule ganz normal auf den Heimweg, die Hohe Straße hinauf, und kehrte wieder um, sobald er nach einer Abkürzung durch den Enno-Herlyn-Weg und die Wigbert-Wimpel-Allee den Norder Ring 3, Herrn Doktor Bölls Adresse in der schmalen Gasse, erreichte.

Dann achtete er auf die Straßennamen, überlegte sich, wohin die Abzweigungen jeweils führten, dachte an den Teich hinter der Münkener Reihe, mit dem Schilf, den Seerosenblättern und den dazwischen getupften Wasserlinsen, oder an die Mühle in der Mühlenstraße, zu der er in den Tagen der Erneuerung einmal einen Umweg genommen hatte, als Holzbalken, Laken und Sandsteinquader davor gestapelt und Gerüste an ihr errichtet worden waren -, damit er auf der zweiten Strecke, nachdem er erneut von der Schule aus losgeschritten war, planen konnte, wie er seiner Begleitung von all diesen Details erzählen würde.

Sogar zur schwarzen Katze, die ihm manchmal auf Höhe des Kriegerdenkmals, der Steinsäule mit Adler und eingehauenen Namen, begegnete, hockte er sich hinunter, ließ sie am Handrücken schnuppern, fuhr ihr über die Stirn und die Ohren und flüsterte, sie solle auch am Freitag auf ihn warten, in der Idee, sie könne Anna Liebrecht gefallen.

Weiter musste er die Unterhaltung vorbereiten. In der Stille des Hauses, zwischen dem Rascheln des Kopfkissens und der von draußen alles umarmenden Nacht, nahm er sich vor, endlich ein richtiges Gespräch mit ihr anzufangen. Er konnte sie zuerst nach ihrem Lieblingsfach fragen, was nahelag, da sie direkt nach dem Unterricht zusammentrafen...oder nach ihrer Meinung zu den Lehrern oder ihrer Note aus der letzten Prüfung. Aber das könnte sie langweilen, dachte er, legte den Hinterkopf in die Handflächen und starrte zur Zimmerdecke, die irgendwo da oben in der Dunkelheit war.

Er musste schon mit etwas größerem kommen, mit etwas neuem, mit einer Frage, die genügend Tiefe besaß, um sie aus der Öde des Schulalltages sowie der Belanglosigkeit des Auftrages, ein einfaches Glas Honig zu kaufen, zu befreien. Er brauchte Fragen, die sie nachdenken, vielleicht sogar kurz stehen bleiben und den Zeigefinger an die Lippen legen ließen, die ihr die Reaktion „Oh, das ist eine gute Frage!“ entlockten und ein Zögern oder mehrmaliges Ansetzen erforderten, sodass sie das eigentliche Vorhaben vergaß. Ja, so würde er es machen! So wollte er ihr eine gute Zeit bescheren und bestimmt sollte ihm bis zum Freitagmittag noch eine solche Frage einfallen...

Nur mit dem Kompromiss, sie doch nach dem Lieblingslehrer fragen zu dürfen...als Absicherung, für den Fall, die Situation ermögliche leider - da wusste man nie - keine tiefere, bewegende Frage...drehte er sich auf die Seite, schob die Hände unter das Kissen und schlief ein.

Und dann war Freitag. Ein Regenschauer forderte Wilhelms Zuversicht heraus. Das Kämmen der Haare, für das er an diesem Morgen fünfzehn statt zwei Minuten vor dem Spiegel stand, stellte sich als überflüssig heraus und auch die Schuhe vermochte er trotz der Sprünge zwischen den Pfützen kaum sauber zu halten.

Ebenso beschmutzte der Guss seine Hoffnung. Wie sollte er bei dieser Witterung, durch die man nur hetzen, höchstens noch laufen, aber ganz sicher nicht spazieren oder schlendern konnte...in der man nur das Drinnen als Ziel hatte, das Trockene, das Ruhige, um der Nässe und Eile zu entgehen...und in der jedes Merkmal des Draußen in einem Unklar verloren ging, das gleichfalls jedes gesprochene Wort in sich aufnahm, jeden Austausch vernichtend - wie sollte er bei diesen Bedingungen ihr ein brauchbarer Reiseführer sein?

Er ahnte sogar, Anna Liebrecht könne die Verabredung verschieben. Oder sie würde das Vorhaben nicht etwa nur absagen und dafür an einem anderen Tag mit ihm nachholen... Nein, sie wollte ja *heute* gehen, erinnerte er sich, genau darum hatte sie

ihn gebeten, um exakt dieses Datum und nicht irgendeinen Freitag, Montag, Was-wusste-der-Herr-Tag der kommenden Wochen. Wahrscheinlich sollte sie auch explizit heute den Honig mitbringen, den man sicher dringend brauchte! Ja, es konnte gar sein, fürchtete er, als Blitzfanfaren den Himmel durchzuckten, dass sie die Verabredung berechtigterweise zurücknehmen und auch in Zukunft niemals mit ihm zu Herrn Doktor Bölls Straßenverkauf aufbrechen würde. Schließlich sollte sie wegen seiner Nachlässigkeit, bei der Planung nicht an ein Unwetter gedacht zu haben, ihren dringenden Auftrag verfehlen! Es war nicht zu retten...

Während des gesamten Vormittags traute er sich nicht, in ihre Richtung zu sehen, und warf sich vor, er habe in seiner Verpflichtung versagt. Auch am Unterricht beteiligte er sich nicht, wozu auch?, doch dachte selbst an nichts als den Spaziergang. Das Klackern der Kreide an der Tafel war wie das Gewitter vor den Fenstern. Eine Schwammwolke zog auf, tränkte das Dunkelgrün in Nässe. Eine Hand setzte zwei Buchstaben hinein - A W - sie beide im Regen. Langsam trocknete der Fleck, ließ die Buchstaben weiß zurück. Aber draußen dunkelte der Himmel und drinnen blieb er sitzen, sah nicht hoch, als seine Mitschüler nach der letzten Stunde nach Hause eilten.

Er verharrte nicht lange. Drei Minuten, vielleicht fünf. Es war Herr Knollmeyer, der ihn erst am Pult übersah, vertieft in die Aufschreibungen zur vergangenen Stunde, der ihn dann doch bemerkte, als er an der Tür den letzten Blick in die Klasse warf und ihn mit einem „Jetzt aber!“ nach draußen befahl.

Wilhelms Schulranzen zog ihn runter. Als trage er die doppelte Anzahl Bücher mit sich, kam es ihm vor. Pech, das fühlte er, und noch heftiger einen Zorn auf sich selbst, dass er im Selbstmitleid erstarrt war, dass er nicht den Mut besaß, sie anzusprechen oder ihr wenigstens einen Blick zuzuwerfen, sagend, es sei nicht schlimm, sie konnten es ein andern Mal nachholen und er selbst würde höchstpersönlich veranlassen, dass an diesem

Tage die Sonne schien - oder, wenn nötig, ihr noch heute, woher auch immer, einen Honig besorgen.

Kein Schüler war mehr im Gebäude. Der Gang, durch den er schlich - leer. Die Klassenräume, an denen er vorbeikam - leer. Sein Inneres, das er mitschleppte - leer. Auch der Himmel war jetzt leerer, freier, etwas heller. Hier und da riss der Wolkenvorhang und nur noch Nieseln streichelte ihm das Gesicht, als er auf den Schulhof trat. Da verschwand das Nichts aus seinen Tiefen, da funkte ein Sinn in ihm auf. Denn dort am Tor, unter dem Vordach der Turnhalle, ja tatsächlich!, da wartete sie. Anna Liebrecht hielt ihre Tasche mit beiden Händen vor sich, erblickte ihn und lief auf ihn zu. Scham wollte in ihm wachsen, weil er gezweifelt hatte, weil er sie hatte warten lassen, doch ihr Entgegenkommen, ihr Frohsinn über sein Erscheinen, schwemmte alles hinfort, füllte ihn mit Herzschlagen und rötete die Wangen.

Fort waren alle Berechnungen nach der einen, richtigen Frage. Fort waren die Pläne, die Details und Kompromisse, ihrer Reise und Gespräche, und als sie die Straße hinaufgingen, hörte er gerne zu, wie sie begann, über das Wetter zu sprechen. Wie sie darüber sprach, war es nicht einfach ein weiteres naheliegendes Thema, das sie benutzte, um das Schweigen zu brechen, sondern es war geteilte Freude, die den Gesprächseinstieg trug. Jedes Wort, das sie sagte, stimmte. Es war Ehrlichkeit, die ihr diese Leichtigkeit ermöglichte, die den Themen selbst ihren Wert nahmen und Wilhelm gleichzeitig von der Angst befreite, er könne ihr nicht gerecht werden. Er traute sich, zu antworten, sagte etwas, riskierte einen Lacher, einen Witz, ließ ihre Emotionen mit den seinen verlaufen und hörte ihr doch am liebsten zu, denn wenn sie sprach, dachte er, war es, als hätte sie ein Buch am Klavier aufgeschlagen, als läse sie spielend daraus vor.

Das Ziel erreichten sie schnell, ohne auf eine Abzweigung, einen Teich, eine Mühle zu achten. Nur zur Katze beugte sich Anna hinunter, begrüßte sie mit einem Kitzeln am Hals, als diese sich um Wilhelms Beine schmiegte. Einige Meter tappte die Katze neben ihnen her, dann verschwand sie durch eine Ligusterhecke.

Gemeinsam, nur zu zweit, standen Wilhelm und Anna vor dem Verkaufsstand.

„Ich danke dir, Wilhelm!“

Sie sah auf das Angebot. Bärlauch, Marmelade, Gurken in zwei Behältnisgrößen und der Honig. Alles in Rillengläsern, mit Gummiring und Bügelverschluss. Trocken, Herr Böll musste sie erst nach Abklang des Regens herausgestellt haben. Auch das Schälchen, jedoch münzenlos, wartete in der Mitte.

„Was machen wir als nächstes?“

Ihre Blicke trafen sich.

„Sollst du nicht-„

„Ich habe versprochen, den Honig Montag mitzubringen. So können wir heute noch etwas spazieren. Was meinst du?“

Wilhelm meinte gar nichts. Vor ihm stand Anna Liebrecht, das rechte Bein vor dem linken verschränkt, dass die Schnallen ihrer Schuhe sich berührten, die Arme vor dem Körper gekreuzt, die Hände ineinander gefaltet. Aber er traut sich.

„Warst du schon mal am See?“

„Natürlich!“

Ihre Arme- und Beinknoten lösten, ihre Augen weiteten sich.

„Ich kann dir meine Lieblingsstelle zeigen“, schlug er vor.

Raus aus dem Dorf, setzten sie ihre Verabredung über die Feldwege fort. Die Luft schmeckte nach Leichtigkeit, wie sie sonst nur der Niederschlag zurücklassen kann, vom Regen befreit. Auch Wilhelm fühlte sich so. Anna und er, sie waren Junge und Mädchen auf einem Ausflug.

Vor ihnen erstreckte sich der Pfad, daneben Gelb an beiden Seiten. Zweimal gingen sie zum Horizont, redeten über dieses und jenes, sprangen von Thema zu Meinung, zu Interesse, zu Idee, zu Vermutung, zu Spaß, zu Geschichte, von Erdachtem zu Erlebtem. Dann den kurzen Waldsteig hinauf, vorbei an einer Esche, Vorsicht bei den Nesseln und dahinter der See. Am Ufer zog er seine Jacke aus, damit sie sich setzen konnte.

Ihre Gespräche verstummen. Hier galt es, die Stille zu finden, ihr Raum zu gewähren und sich zu verbinden, als Teil der Kulisse. Zwischen dem See, der wie ein großer Spiegel vor ihnen lag, und den Bäumen, die sie bewachten. Nur als die ersten Sterne erschienen, sagte er, es sehe aus, als sei der Himmel mit ihnen bestäubt. Nach einer Pause entgegnete sie, es sei eher, als habe jemand sie drangehängt, an dünnen Fäden, denn wenn man genau hinsah, dann, ganz bestimmt, schwankten sie winzig vor und zurück. Und wieder schwiegen sie gemeinsam, einander zustimmend.

Als er aufstand, streckte sie ihm die Hand entgegen. Er nahm sie, half ihr hoch und hielt sie für den Rest des Rückwegs. Sie fühlte sich weich an. Wie das Vertraute des Heimes, nur etwas sicherer, nur etwas sanfter.

Kapitel 24 (Friedhofszene)

Der Friedhof. Ein kleiner Fleck hinter der Kirche, mit runden Kanten und an den Rändern immer neuen Ausbeulungen. Angelegt wie die Willkür des Todes. Und überall waren Steine. Große Steine, die senkrecht in die Höhe ragten, die Namen trugen, darin eingemeißelt, *Annelise Schnell, Gottlieb Knölle, Felix Mehlenbruch, Jens Felter, Inge Wald, Curt Knoth, Ute Dahm, Familie Steiß, Hubertus Gustav Kloß, Ingeborg Bloch, Rainer Roland Voss, ...*, aber auch flache Trittsteine, zwischen den roten, gelben, weißen, grünen, bläulichen Akzenten davor, oder Quarder, die den Brunnen am Tore schufen, oder geschlagene, geschnitzte und polierte, die betende Hände oder eine Jungfrau mit Kind waren, oder kleinere Würfel, die Plätze eingrenzten oder Wege markierten...und dazwischen, auf genau diesen Wegen, erkannte man, wenn man ganz genau hinschaute, in den allerkleinsten Steinen, dem schütterten Kies, die Spuren der beiden Behlerbrüder, die dort über Monate und Jahre, meist stumm, nur im Knistern der Steinchenreibung unter den Schritten, ihre Runden gingen, gingen, gingen.

Doch an diesem Abend 1994, als sie ans Ende ihrer Routine gelangten, verabschiedeten sie sich nicht mit den üblichen Gesten - Wilhelm, der die linke Hand hob, mit den zwei bis drei gestreckten Fingern auf Schulterhöhe, ähnlich einer zögernden Meldung, Hans, der mit dem Nicken antwortete, jedoch nicht einem initiativen, den Kopf und die Brauen hochziehenden, sondern dem flüchtigen, defensiven, mit nach unten zuckendem Kopf und kurz schließenden Augen -, nein, zu dieser Vervollständigung kam es nicht. Denn kurz vor jener Stelle, hielt Hans Wilhelm am Arm fest.

„Morgen, Wilhelm, da kann ich nicht.“

Wilhelm starrte. Sie gingen immer zum Grab. Das stand fest, das war ihr Muster. Wie konnte Hans es brechen wollen? Wie konnte er diesen Satz sagen? Noch dazu gerade heraus, ohne Zögern,

Stottern oder Stammelnen, einfach so, klar und bestimmt, und ganz ohne Hemmung! Ja, wie konnte er ihm dabei in die Augen sehen?

Der Griff umfasste Wilhelms Arm. Eigentlich war er zu stark für den schwächtigen Körper des Bruders. War das wirklich Hans, der da sagte und hielt? Die dünnen Finger, die sich in Wilhelms Ellenbeuge krümmten und den Ärmel zerknickten. Die Kleider dieser haltenden Person, die nicht mehr an ihrem Körper spannten, sondern nur noch herabfielen, wie früher die zu großen an Wilhelm selbst. Die Haare, die ins Gesicht hingen, ohne Struktur. Die Bartstoppeln, willkürlich auf den Wangen verteilt. Und trotzdem die Stimme, die Wilhelm auch im Dunkeln erkannte. Wie einst, als er bei Peter und Hans im Zimmer schlief... Ja, es war sein Bruder, aber gefangen in einem Wandel, den die Zeit sich erschlich und dessen Merkmale jetzt glühten, in diesem entrückten Moment.

„Wir gehen jeden Tag“, sagte Wilhelm.

„Ja. Aber morgen kann ich nicht.“

Hans ließ Wilhelms Arm los. Sein Blick fiel zu Boden – unter dem Kies zeigte sich harte Erde –, dann sah er zur Straße, noch einmal zu Wilhelm und machte zwei Schritte.

„Was ist mit übermorgen?“

Hans stockte, aber drehte sich nicht zurück, fast als wägte er Antworten ab. Da kam die Frau Fichte, die ihren Sohn überlebt hatte, durch das Tor. Ihr Buckel verhinderte, dass sie zu den beiden Herren aufsahe. Hans Blick folgte ihr, als sie trotzdem mit einem „Guten Tag“ zwischen ihnen hindurch und geradewegs zum Brunnen ging, wo sie eine der Gießkannen vom Haken nahm, diese vollplätschern ließ, dann vom Mäuerchen hievte, kurz innehielt, sie ein paar Schritte weiter hievte, wieder innehielt, wieder hievte, innehielt, hievte und immer so fort. Wilhelm hingegen schaute während alledem nur auf seinen Bruder, was dieser erst bemerkte, sobald die Alte hinter einer Hecke verschwand. Ob er übermorgen käme?

„Kann ich nicht sagen.“

„Und Donnerstag?“

„Weiß ich nicht.“

„Freitag?“

„Auch nicht.“

„Wann denn wieder?“

„Wilhelm, ich kann es nicht sagen.“

„Und was soll ich machen, die ganze Zeit über?“

„Komm her, bleib daheim, mach, was du meinst.“

Hans löste den Blick von ihm und sah zur Hecke zurück.

„Warum kannst du es nicht sagen?“

„Ich muss abwarten, wie ich vorankomme.“

„Womit?“

Er biss sich auf die Unterlippe. Etwas bewegte sich im Gebüsch. Schnelle Raschelschritte purzelten durch das Laub. Dann seufzte er: „Ich habe etwas im Haus zu tun.“

„Das hat Zeit.“

„Irgendwann muss es gemacht werden.“

„Nicht morgen.“

„Ich habe es geplant, Wilhelm.“

„Du kannst es verschieben.“

„Diese Sache nicht.“

„Doch.“

„Wilhelm!“

„Morgen gehen wir auf den Friedhof. Wie jeden Tag.“

„Ich kann nicht, begreif es doch! Ich habe im Haus-“

„Ich habe auch ein Haus und schaffe es jeden Tag.“

„Ja! Du kannst leicht reden! Du hast ein Haus! Aber du hast auch eine Frau! Und wann immer du jeden Tag auf deine Arbeit fährst, die du übrigens auch hast, kümmerst sich jeden Tag wieder und wieder deine Frau um dieses noch so große Haus!“

„Im Garten-“

„Aber ich habe keine Frau, Wilhelm! Und ich habe auch keine Arbeit! Ich sitze nur alleine in Gretes alten, sonst leeren Haus und darf auf Zuruf die Schweine und Schafe des Bertlings scheuchen, die Hammer und Sägen des Kesslers polieren oder den Bauschutt des Wallers entsorgen, weil sie alle wissen, dass ich

auf ihren Mühsal angewiesen bin - verflucht ist, wer das Arbeit nennt! - und wenn ich fertig bin, wenn alle Schweine im Stall sind, alles Werkzeug schimmert und die Abfälle fort sind, dann gehe ich nicht nach Hause, setzte mich nicht an den gedeckten Tisch, esse nicht meinen Braten oder mein Püree, und schreite auch anschließend nicht über den Ach! erneut gesaugten Teppich, um für eine Weile in meinem Sessel zu versinken! Nein, nicht mal eine Minute bürgerliches Selbstmitleid ist mir vergönnt, dass ich von aller Dorf der Laufbursche bin, nicht mal eine Minute darf ich danach verarbeiten und ruhen, nicht mal meine Straße peile ich an, sondern gehe ohne Pause weiter zum Friedhof, hinein in das nächste Trauerfeld, weil dort mein schon gesättigter und erholter Bruder wartet, um wie jeden Tag noch nach den Gräbern zu sehen! Aber morgen, Wilhelm, dieses eine Mal zu meinen Lebzeiten, da ist es so, da kann ich nicht!"

Wilhelm ließ die Rufe abklingen. Ob sie jemanden herbeigelockt hatten? Doch der Friedhof schien bis auf Frau Fichte ganz leer, alle anderen Gießkannen hingen mit dem Hals nach unten an den Haken, aus keiner Richtung klangen Stimmen auf, nirgendwo flüsterten die Steine unter jemandes Schritten und zum Marktplatz hin fing die Kirche den Schall auf. Nur die Wolken glitten unbeteiligt dahin, mal löste sich ein Windhauch, glitt bis zu den Brüdern hinunter, an ihren Wangen entlang, und zog weiter.

Wilhelm wollte auf Hans zugehen. Etwas hemmte ihn. Etwas hielt ihn davon ab, seinen Bruder zu packen und zu schütteln, dass sein loser Mantel flatterte, dass seine Haare noch wilder durchs Gesicht sausten und ihm im Schwindel der Sinn wiederkam. Ja, so wollte er ihn bemühen und ihm die Einsicht am liebsten in den Leib zwingen. Und er sagte sich: Geh doch! Es ist richtig! Er ist dein Bruder, er muss es verstehen! Aber einen Schritt machen konnte er nicht. Stattdessen fragte er nur: „Du willst also im Grenzweg wohnen bleiben?“

Hans erwiderte den Blick.

„Zieh bei uns ein. Wir haben noch viele Zimmer frei.“

„Was wird Anna sagen?“

„Sie soll sich nicht daran stören.“

Hans trat auf einen Stein. Er drückte mit der Ferse, zog mit der Schuhspitze. Mit immer gleichem Drehen und Wenden massierte er den Stein in die Erde. Als dieser feststeckte, versuchte er einen zweiten.

„Du traust es mir nicht zu, oder? Das ist es doch“, sagte er, „du traust mir nicht zu, dass ich allein klarkomme.“

„Nun, ich...“

„Du denkst, ich bin nicht in der Lage, für mich selbst zu sorgen.“

„Ich meine...“

„Du siehst nichts als Schwäche in mir.“

„Wir...“

„So ist es, nicht wahr? Sag es mir ruhig.“

„Hans.“

Er sah hoch.

„Wir müssen auf den Friedhof.“

Da ließ Hans den Stein zur Hälfte aus der Erde ragen, würdigte Wilhelm keines weiteren Blickes und ging davon.

„Ich meine, wenn du bei uns wohnst, können wir gehen“, sagte Wilhelm noch, „du wirst nicht so viel tun müssen. Das meine ich.“

Doch Hans hielt nicht an, drehte sich nicht mehr um und Wilhelm konnte nur seinen Umrissen nachsehen, die wie eine Erinnerung diesen Satz wiederholten: Morgen, Wilhelm, da kann ich nicht. Morgen, Wilhelm, da kann ich nicht.

Kapitel 25 & 26 (Wilhelm findet den toten Hans)

Als Wilhelm den Gartenzaun erreichte, hüllte die junge Nacht den Grenzweg bereits in Schwärze. Am Himmel quollen die Wolken zu einem sich matt von der Dunkelheit absetzenden Grau zusammen und verdeckten den Mond. Darunter lag das Haus. Wie damals, nach einem Treffen mit Anna, dachte Wilhelm. Ob Grete an ihrem Tisch saß, wenn er eintrat? Würde der volle Duft des Abendessens den Hunger hervorlocken? Waren Hans und Peter noch wach?

Doch als er durch das Tor auf das Grundstück trat, fehlten die Sträucher und Gewächse um ihn herum. Da bewegten sich keine Körperchen mehr in der Nachtbrise, als atmeten sie friedlich im Schlaf. Stattdessen hoben und senkten sich lächerliche Krater und Haufen, die Wilhelm durch den Wechsel von leicht stärkerem und schwächerem Schwarz erkannte, durch den Boden, und in diesem erdigen Waschbrett verrieten nur übrige Halme oder Blüten zwischen dahinwachsendem Unkraut ihr einstiges Leben. Ob Hans morgen nachpflanzen wollte? Ob er den Garten herrichten wollte?

Auch auf dem Pfad zur Tür keimten schon Gräser, und etwas Laub lag auf dem Weg. Sobald Wilhelm darüber ging, hörte er die Blätter in dem Abendnichts, als zerknüllte jemand ein Papier gleich neben seinem Ohr, nein *in* seinem Ohr sowie allen möglichen fremden Ohren zugleich, da man jenes Knirschen von überall her hören musste - so laut kam es ihm vor. Er machte zwei Schritte. Dann wartete er, ob hinter einem Fenster ein Licht aufglomm. Die Gardinen hingen mal zugezogen, mal offen. Aber auch zwischen den Rahmen blieb es schwarz. So knirschte eine Faust das Papier zusammen, verschwand durch sein Stocken in Stille, knirschte es weiter zusammen, stockte wieder in Stille, und er näherte sich allmählich dem Haus.

Dann stand er vor der Tür. Noch brannte kein Licht, noch schlief sein Bruder. Oder wenn Wilhelm ihn geweckt hatte, lag er wenigstens noch immer im Bett. Und als er so dastand, knapp zweiunddreißig Zentimeter vor dem Eingang, begann er zu zweifeln. Ein Rascheln im Garten, das konnte ein Fuchs oder ein

Marder sein, das wusste man sich zu rechtfertigen und zu erklären. Sofern man es überhaupt hinterfragte. Auf ein solches drehte man sich vielleicht auf die andere Seite, vergrub allenfalls noch den Kopf im Kissen und versuchte sogleich wieder den verlorenen Traum einzufangen. Ein Eindringling hingegen, den Wilhelm freilich imitierte, wenn er entweder: anklopfte, mitten in der stockfinsternen Nacht, oder: den Schlüssel nutzte, obwohl gar keine zweite Person das Haus bewohnte, würde jeweils für einen gewaltigen Schock sorgen. Natürlich, Hans wusste wohl, dass Wilhelm Gretes alten Schlüssel besaß - aus Sicherheitsgründen, falls Hans sich mal aussperrte oder verreisen wollte -, doch wer dachte schon an solche Kleinigkeiten, gleich nachdem man aus dem Tiefschlaf aufschreckt? Am Ende stolperte sein Bruder noch bei einem Fluchtversuch über die Türschwelle und schlug sich an der Zarge ein Loch in den Kopf...oder er verfiel direkt im Bett in Schockstarre und erlitt einen Herzinfarkt...und er selbst, Wilhelm, der sich doch nur hatte aussprechen wollen, trug die Schuld!

Nein, diese Varianten kamen nicht infrage, und vielleicht, dachte Wilhelm, wäre es sogar besser gewesen, er hätte Hans schon mit seinen Schritten aus dem Bett gelockt... Ein Tier, das durch den Garten irrte, fürchtete man nicht. Ganz im Gegenteil stand man sogar auf, wenn das Geraschel kein Ende nahm, schleppte sich sodann ans Fenster, schob die Gardine beiseite, blinzelte hinaus und klatschte in die Hände, um den Ruhestörer zu verscheuchen. Ja, vielleicht, kam ihm die Idee, sollte er einige Schritte zurück gehen, auf dem Weg hin und her marschieren, mit weit ausholenden Stampfschritten, oder solchen, die schlurften und die Füße kaum aus dem Laub hoben, je nachdem, was lauter war...da spürte er auf dem Kopf den ersten Tropfen.

Es war ein solcher, der ohne Wucht, doch aber mit einer Scheinheiligkeit auf tickte, die seine Rolle errahnen ließ. Denn weitere folgten kurz darauf, erst in größeren Abständen. Neben ihm zersprang einer auf der Sitzbank, drüben hörte er einzelne

in die Beete rieseln. Sie bildeten die Spitzeneinheit ihres Gusses. Und dann, in einem sich exponentiell steigenden Wirbel, traf die Hauptgruppe des Schauerkorps ein. Aus dem Träufeln wurde ein Prasseln, aus dem Prasseln ein Rauschen, und das Rauschen wuchs weiter zu einem Getöse, dass die Erdlöcher sich füllten, die Baumkronen vom Waldrand her stöhnten und Wilhelm nach knapp sechs Sekunden völlig durchnässt auf der Schwelle stand, als sei er wie Hans in die Senne gefallen.

Nun konnte er das Haus betreten, schließlich hatte er doch einen Schlüssel. Er musste eilen, dass er nicht fror oder erkrankte, in diesen Strömen! Und ja, Wilhelm nahm den Schlüssel auch hervor, wandte sich sogar hin zur Tür, doch das Haus betrat er nicht. Stattdessen stand er nur dort, ließ den Schauer durch die Kleider, Haare und Haut ziehen...und wartete.

Lauter, lauter, dachte er sich, so gewaltig der Regen auch schlug. Mehr, mehr, noch ein bisschen! Und als erhörte der Himmel die Wünsche, bogen sich am Firmament die Schwaden auseinander, stauten ihr mattes Grau zu einem immer weiter wachsenden Fleck, der sich als Zentrum des umliegenden Schwarz in die Weite dehnte, immer breiter und voller werdend, bis alles Grau in einem prallen Dunst erstarrte.

Es folgte ein Knall, als habe man die Kirche gesprengt. Es war ein einziger Donner, der aufdröhnte und das Ende des Schauers ausrief. Das Krachen drang durch Wilhelms Knochen und bis in sein Herz. Fast vergaß er das Vorhaben. Doch dann, im letzten Atem des Schalls, übernahm die Dringlichkeit das Handeln, drehte für ihn endlich den Schlüssel, öffnete die Tür und so trat er ein. Nicht mal er selbst hörte in dem *Wumms* diesen Vorgang.

Kapitelwechsel

Als draußen der Regen zu einem Tippeln abklang, lauschte Wilhelm in das Haus hinein. Nicht, dass der Knall nun seinen Bruder geweckt hatte... Aber wenn...jetzt konnte Wilhelm ihm ein „Hallo!“ oder „Ich bin's!“ flüstern und sich zu erkennen geben.

Doch da war nichts. Er hörte kein Knarzen eines Bettes, kein Fluchen über den beendeten Schlaf und auch keine Schritte. Dafür vernahm er die Luft, die nicht mehr im Nichts der Vertrautheit verschwand, sondern wie Blei im Wohnbereich hing, und als er sich umsah, lungerten dort Gestalten, die dieses Haus noch nie zuvor bewohnt hatten. Rechts der Kaminschlund, ein riesiges, endloses Loch, mit nur dem nackten, staubigen Boden davor, als habe er die Sessel und das Brennholz verschlungen. Links, die Küchenfestung, mit Türmen aus Tellern, Schüsseln, Pfannen und Töpfen. Mal stach eine Gabel, ein Messer, ein Schleef heraus, als Verteidigungstaktik des Burgherrn. Und gegenüber hing zwar noch immer die Uhr an der Wand, doch mit nach unten erschlafften Zeigern - die Wimpern am schlafenden Auge des Stubenzyklopen.

Nicht er, Wilhelm, sondern sie waren die Eindringlinge! Wo war die Ordnung, die er kannte? Wo war das Haus, das er so schätzte? Fast konnte Wilhelm glauben, er habe sich am Grundstück geirrt. Aber das war unmöglich! Den Schlüssel hatte er doch benutzt! Er musste bloß weiter, der Zange dieser Fremden entfliehen und hin zu seinem Bruder, der nur allein diese Eindrücke retten konnte. Ob er im selben Zimmer wie damals schlief? Oder hatte die Zeit auch dieses Muster gebrochen? Nein, zuerst wollte Wilhelm dort nach ihm suchen. Den Gang rechts neben der Küchenzeile entlang, das war der Weg.

Im Schleichen quietschen die nassen Sohlen, doch jemanden wecken konnten sie nicht. Wer einen solchen Donner überschläft, wird auch von dem bisschen Quietschen nicht wach, dachte Wilhelm, und erreichte die Tür am Ende des Flures.

Mit der Schwere der Luft drang ein Kribbeln in seine Nase. Es war kein Duft, den er vernahm. Es war ein Stechen, das ihm das Atmen verdarb. Ja, Wilhelm rang mit der Notwendigkeit zu atmen, spürte wie die Kehle den Reiz im Halse stecken ließ und sich wehrte, ihn hindurchzulassen. Denn tatsächlich: es stank. Und nicht nur das. Obendrein stank es vertraut! Was nicht heißt, Wilhelm habe diesem Gestank je nahe gestanden oder er sei ihm regelmäßig an exakt diesem Ort begegnet. Es war ganz einfach ein

täglicher Gestank, den er vernahm, und den auch er wie jedes andere Lebewesen zu riechen hatte. Nur hier, vor Hans oder sonst irgendjemandes Schlafzimmer, ergab der Gestank keinen Sinn. Sein Bruder musste den Raum schon umgebaut haben, zu einem Plumpsklo oder Kuhstall, aber beides schien Wilhelm unmöglich. Hier, hinter dieser Tür, lag das Schlafzimmer von Hans. Hier hatte er früher geschlafen und hier schlief er auch jetzt.

Daher wünschte sich Wilhelm diese Wahrheit herbei, legte die Hand auf die Klinke, drückte sie herunter und erhielt, als er die Tür um einen Spalt nur öffnete, schon auf dem Boden folgendes Bild: In die Enge hinein verlief die stinkende Pfütze, Schatten erstreckten sich zu Stuhl und Strick, und dazwischen hing, in Resignation erstarrt, der Abglanz des Körpers des Bruders.

Aus Kapitel 28 (Annas Verfall)

Hatte Anna für Wilhelm bisher den Mittelpunkt dargestellt, blieb ihre Bedeutung jetzt als einziger, totaler Raum. Nicht weil sie selbst sich ausdehnte, aufdrängte und alles um sie herum verschlang, nein - trotz Krankheit blieb sie selbst die kleine Anna. Nur war ganz einfach alles außerhalb ihrer Bedeutung hinfort. Für Wilhelm existierte nichts weiter neben ihr, über ihr, unter ihr, er tauchte ganz in sie ein, für ihn war sie Zentrum und Peripherie zusammen, sie verband Vergangenheit und Zukunft zum Jetzt und bildete, da ihm sonst nichts mehr blieb, sein Leben.

Bald half er ihr als erstes beim Aufstehen, hielt mit der einen Hand die ihre und mit der anderen ihren Arm. In dieser Haltung - er musste den Rücken auf ihre Höhe krümmen - tastete er sich mit ihr vor, zum Kleiderschrank, zum Bad, in den Morgen hinein.

Mittags stellte er sich statt ihr an den Herd. Sie saß am kleinen Küchentisch und erklärte ihm, wie man den Brokkoli wusch, welchen Topf man brauchte oder wo der Pfeffer oder das Weizenmehl stand. Manchmal griff er daneben, wenn sie „Links“ sagte und er nicht gleich den äußersten Schrank anpeilte. Dann wollte sie aufstehen, wollte ihm das richtige Fach zeigen, hielt schon die Lehne, aber merkte sogleich den Schmerz in den Gliedern.

Und abends, wenn sie erneut vor acht Uhr auf dem Kanapee dahinschlief, ermüdet vom Ablauf der Stunden, nahm er einen Arm unter ihre Knie, hielt mit dem anderen ihren Rücken und Kopf, trug sie wieder ins Schlafzimmer zurück, deckte sie zu, wechselte die eigenen Kleider und legte im Bett, ohne weiteren Gedanken, den Tag ab.

Auch aus Kapitel 28 (der Bote erscheint)

Drei Wochen nach dem Anruf, Wilhelm hängte gerade Hosen, Röcke und Hemden in der Waschküche des Kellers auf, erschien ein Mann vor dem Haus. Da!, in dem auf Straßenhöhe hängenden Fenster, hinter der Leine, die in kleinen Seufzern federte, stand er. Noch erkannte Wilhelm ihn in seiner ganzen Größe, als er durch das Tor ging. Seine Hülle war die des Bürodukts, nach Muster Sakko, Hemd, Schlips, Hose. Aus dem Gesicht stach nichts weiter hervor und eher noch fiel ebenjene Kleidung auf. Diese aber keineswegs, weil bestimmte Teile die Form betonten, wie etwa Schulterpolster oder ein kittelähnlicher Schnitt, wie es nun mal Mode war, oder weil andere Akzente mit Muster und Farbe den Stil prägten. Nein, auch der Anzug bot kein Detail, nichts bot eine Eigenschaft und stattdessen klebte alles an dem Träger. Das Sakko klebte an Brust und Armen, darunter klebte das Hemd mit dem Kragen am Hals, darin wiederum klebte der Schlips und an den Beinen klebte die Hose - und indes die Figur selbst keine Merkmale besaß, erschien sie wie eine dünne Zeile, wie ein Nebensatz aus den Arbeitsannalen.

Sobald der Mann näherkam, verschwand erst der Kopf, dann der Hals, der Rumpf und nach und nach der gesamte Rumpf in der Deckenkante über dem Fenster. Die noch sichtbaren Körperteile hingegen vergrößerten sich, bis er die Treppe erreichte und nur noch die Schuhe und Hosensäume zu sehen waren. In einem weiteren Schritt bog sich das Leder, knickte zu einem Riss zusammen, von dem, sobald er den Fuß wieder anhob und vorzog, eine breite Wunde blieb, und ohne anzuhalten stieg der Mann die Stufen hinauf. Ab der dritten hörte Wilhelm nur noch die Sohlen auf dem Granit, sie wischten darüber, als eilte er zur Tür, und auch wenn Wilhelm sogleich unter der inzwischen ruhigen Wäscheleine hindurchtauchte und den Kopf am Fenster ihm nachwandte, konnte er ihn vom Winkel her nicht mehr erkennen. Dann verstummten die Schritte.

Wilhelm zuckte zusammen. Im Beobachten hatte er die Klingel vergessen. Jetzt schrillte sie durch seine Zimmer, stürmte von oben seine Treppe herab, bis hinein in seinen Waschraum. Wilhelm war, als drang der Mann mit ihr in sein Haus, ja als stünde er schon hinter ihm, und im Schreckmoment duckte er sich noch etwas tiefer unter das Fenster.

Gerade wechselte der Mann von einem langen Dauerschrillen in kurze Klingelstöße. Bollerschläge kamen hinzu, als gebrauchte er statt der Fingerknöchel die Seite der Faust, und als hole er nicht mit dem Handgelenk aus, sondern gleich dem ganzen Arm.

„Herr Behler!“, rief er dazwischen, „Herr Behler, sind Sie da?“

Wieder ein Schrillen, ein Schrillen, ein Schrillen. Dann das Bollern.

„Herr Behler, sofern Sie zu Hause und fähig sind, muss ich Sie inständig bitten, Ihre Tür zu öffnen!“

Nun ließ der Mann von der Klingel ab und vertraute vollends den Schlägen.

Wumm, wumm, wumm!

„Herr Behler?“

Wumm, wumm, wumm!

Halte durch, dachte Wilhelm, gleich wird er ablassen, gleich wirst du ihn überwältigt haben...nicht mehr lange, dann wird er müde und lahm, dann schwindet seine Geduld und dann ist es vorbei, halte durch, halte nur noch etwas durch...

Da verstummte der Terror und Wilhelm hörte erneut die Schritte, jetzt eher als fallendes Klackern, wie wenn die Fersen mit auf die Stufen wuchten. Er traute sogar sich ein Stückchen aufzurichten, um durch das Fenster zu linsen. Dort gingen die Schuhe, dort wanderten die Hosensäume, die an den Beinen klebten. Die Unterschenkel erschienen. Die Knie. Bis zur Hüfte entfernte sich der Mann vom Haus. Dann stoppte er und drehte sich um, dass Wilhelm wieder nach unten schreckte, erst in der Annahme, er sei entdeckt. Aber ihm näherte sich kein weiteres Klackern und kurz darauf glaubte Wilhelm, den Mann trotz gesenktem Blick vor sich

zu sehen, wie der da stehen musste, das Haus ansehend, ohne Krümmung im Rücken, ohne verschränkte Arme oder breite Brust, stattdessen nur in einer Linie aus Unterleib, Hüften, Rumpf und Schultern, als er nicht schrie, sondern die Stimme zu einem lauterem Sprechtone erhob: „Herr Behler! Aufgrund der Tatsache, dass Sie nicht öffnen, man angesichts des Autos, das in der Einfahrt parkt, und dem Licht, das im Flur brennt, jedoch sehr wohl von Ihrer Anwesenheit ausgehen kann und Sie sich nach dieser Betrachtung einer letzten Unterrichtung entziehen wollen, sehe ich mich gezwungen, Ihnen die Nachricht auf diesem Wege zu überbringen: Da Sie nun schon über eine Dauer, mit der Sie selbst vertraut sind, Ihr Arbeitsverhältnis verweigern, indem Sie nicht im Büro erscheinen, diese Abwesenheit nicht entschuldigen, auf Versuche der Kontaktaufnahme nicht reagieren sowie auch sonst keinen Arzt oder Vertrauten schicken, um entsprechende Erklärung zu liefern, wodurch Sie Prozesse verhindern, das Kollegium mit Mehrarbeit belasten, gleichzeitig die allgemeine Moral verderben und einen Abfall der Ergebnisqualität provozieren, womit wiederum der Umsatz versagt, Sie insgesamt also maßgeblich den Geschäftserfolg der Abteilung verhindern, sieht sich die Firma aus außerordentlichem Grunde gezwungen – wenn sie es auch infolge des langjährigen Verhältnisses bedauert – Ihnen zu kündigen. Sie finden das Schreiben“, wahrscheinlich hielt der Mann einen Umschlag hoch, „in Ihrem Briefkasten.“

Die Schritte gingen, der Kasten klapperte, das Gartentor quietschte und krachte. Nach weiteren zehn Minuten schielte Wilhelm durch das Fenster und richtete sich auf. Ein Glück, der Mann war fort.

Kapitel 31 (Annas Tod)

Eines Nachts waren die Glieder nicht länger ihre. Die Hände, die süßen, zarten, waren nicht länger ihre. Die Augenlider, dünn und kräftig, gehorchten ihr nicht. Aber noch lebte der Körper, noch folgte er dem eigenen Trieb und versprühte Wärme und Wille. Schon der Versuch nahm ihr den Charakter. Schon im Bemühen trennte der Körper sich von ihrem Wesen. Es war die Natur, die übernahm und verhandelte, zwischen akzeptieren und kämpfen.

Wilhelms Hand zitterte, als er wie vor einem Kuss ihre Wange nahm. Sein Blick zuckte über die jungen, unreifen Merkmale ihres Gesichts. Die dünnen Lippen, die Wimpern, die Haare, die Nase, die geschlossenen Augen. Als Hoffnung stand er in dem Prozess.

Sie waren noch da, als er die Bettdecke umschlug. Ihre Beine. Die ihm den Tanz vorschritten, eines nach dem anderen, aber immer auf sein Nachziehen wartend. Die über die Beete sprangen, seine Anna durch den Garten tragend und nur auf diese Weise ihre Freude erreichend. Und die sich ineinander legten, zu einem Schneidersitz, den auch Wilhelm so mochte, und in dem sie am See die Sterne besprachen.

Doch sie lagen nur noch wie verlassene Krieger, lagen da, und von ihnen breitete der Fortgang sich aus. Sie kündigten den Sieger an. Was noch aushielt, gab sich der Abfolge hin. Es war nur noch die Frage der Zeit.

Als die Kraft aus ihrem Körper gewichen war, rann keine Träne über Wilhelms Gesicht. Kein Muskel hörte einen Impuls, kein Gedanke ersann den Moment. Nur bei ihr blieb er und war doch allein. Er wartete auf den Schmerz und merkte, er war den Gefühlen entlebt. Da saß er, da zerfiel er. Zurückgelassen trieb er auf einem fernen Ozean und sah um sich nur die Leere des Lebens.